

# *Nur eine unscheinbare Straße*

*Quirrestraße*

## *Kindheitserinnerungen aus einer bewegten Zeit*

von

*Klaus Jacobsen*

*ehemaliger Schüler der Fröbelschule*



*aufgeschrieben aus Anlaß des 100-jährigen Jubiläums der Albert-Schweitzer-Schule  
im Juni 1998*

## NUR EINE UNSCHEINBARE STRASSE

Kindheitserinnerungen aus einer bewegten Zeit von Klaus Jacobsen

Es ist kaum anzunehmen, daß die Quirrestraße in Hannover-Linden auch außerhalb der Stadt bekannt ist. Sie wird an Bekanntheitsgrad in Zukunft sicher nicht gewinnen, denn sie hat einfach nichts zu bieten, außer eintönigen Häuserfronten in eintönigen Farben, wobei ein blasses Gelb und ein nichtssagendes Grau überwogen.

Wer oder was Quirre war, habe ich in meiner Jugend wohl einmal gewußt, aber längst wieder vergessen. Auch nach längerem Suchen in meinem ganz normalen Lexikon war der Begriff nicht zu finden. So unscheinbar war also unsere Straße, und so unbedeutend wird sie sicher auch bleiben.

Für meine Schwester, unsere Freunde und mich, die wir viele Jahre in und zwischen diesen Mietskasernen lebten, war die graue Straße immer in ein strahlendes Licht getaucht. In Kindheitserinnerungen sieht ja sowieso alles viel heller aus. Daran konnten auch die dunklen Wolken des beginnenden Krieges nichts ändern.

Als Kind hat man zur Gefahr ein unbefangeneres Verhältnis. Selbst im Luftschutzkeller fehlte mir eigentlich die richtige Angst.

Nach jedem Bombenangriff wußte ich, daß wir am nächsten Morgen Granat- und Bombensplitter finden konnten. Diese waren zur damaligen Zeit begehrte Sammel- und Tauschobjekte.

Es gab dabei viele Unterschiede, die den Wert steigerten. Größe, Form und Aussehen, Wölbung und Farbe, alles wurde in Betracht gezogen. Besonders gefragt waren Splitter, die irgendwelche Zahlen oder Schriftzeichen aufwiesen. Wenn dann auch noch Grünspan zu entdecken war, hatte man ein ganz besonders „wertvolles“ Stück. Bombensplitter, die eigentlich nicht besonders aussahen, standen trotzdem hoch im Kurs.

Der Weg zur Schule wurde schon zu Anfang des Krieges ein Abenteuer. Häufig erreichten wir das Schulgebäude in der Fröbelstraße überhaupt nicht, weil uns die Sirenen in den nächsten Luftschutzkeller trieben. Da saß ich dann zwischen wildfremden Menschen; Die auch im Sommer in altmodische Wintermäntel eingehüllt waren, als müßten sie im Keller überwintern. Ich aber rechnete mir nur aus, welche Schulstunden ausfallen würden. Wenn es „Mathe“ war, war der Tag für mich gelaufen, denn Rechnen verwünschte ich zum Leidwesen meiner Schwester, die darin ein As war, sonstwohin.

Zwischendurch gab es dann mal eine Zeit, in der wir der Quirrestraße den Rücken kehren mußten.

Wir wurden evakuiert, meistens in die falsche Richtung. Erst ging es von Nord nach Süd, und dann wieder nach Osten. Dabei hätten wir genau so gut in unserer Wohnung in Hannover bleiben können, denn die Quirrestraße blieb vom Bombenhagel weitgehend verschont. Sie war eben zu unbedeutend.

Bevor wir allerdings wieder in unsere Wohnung einziehen konnten, mußten wir eine kleine Odyssee auf uns nehmen. Von unserem letzten Aufenthaltsort in der Nähe von Magdeburg war es schon gleich nach Kriegsende etwas schwierig, in den Westen zu kommen. Trotzdem wagten wir es. Mein Vater besorgte von irgendwoher die kleinen

Kugellagerräder eines Klaviers, schraubte sie unter ein breites Brett, auf dem wir unsere Habseligkeiten über die dreißig Kilometer nach Haldensleben transportieren konnten. Es war ein sehr mühsames „Geschäft“, das eigenartige Gefährt auf der holprigen Landstraße zum Güterbahnhof zu ziehen.

Es war schon dunkel, als wir ihn erreichten. Alles wirkte bedrückend und unheimlich. Der Güterzug stand einsam und verlassen auf den Schienen und machte in der Finsternis auf mich den Eindruck eines lauernden Drachen, der auf seine Opfer wartete, zumal er leise zischte und Funken in den Abendhimmel verglühen ließ.

Woher mein Vater eigentlich wußte, daß ausgerechnet dieser Zug in den Westen fuhr, weiß ich heute nicht mehr. Wahrscheinlich hatte er sich bei den Bahnbeamten erkundigt. Wir wuchteten die schweren Koffer, Taschen und Kisten quer über die Gleise und steuerten auf einen leeren Kohlenwagen zu. Dicht aneinander gedrängt kauerten wir uns in einer Ecke nieder und blickten in den Sternenhimmel, der uns Hoffnung versprach. Diese Hoffnung wurde aber sehr bald durch Schritte getrübt, die über den Schotter am Zug entlang stolperten. Unaufhaltsam näherten sie sich unserem Waggon. Wir hielten den Atem an und lauschten. Die eiserne und rostige Schiebetür öffnete sich quietschend, und jemand quälte sich pustend herein. Der Lichtkegel einer Taschenlampe geisterte zitternd an den schwarzen Metallwänden entlang, bis er unsere ängstlichen Gesichter erreichte und darauf haften blieb.

Eine dunkle Gestalt baute sich breitbeinig und drohend vor uns auf und ließ den Lichtstrahl über unsere Gesichter hin- und herwandern. In der Dunkelheit und aus unserer kauernenden Stellung heraus wirkte sie riesig und flößte mir Angst ein. Die Schaftstiefel des russischen Soldaten waren anscheinend gewichst, denn sie glänzten im Mondlicht, was aber auch nicht unbedingt zu unserer Beruhigung beitrug.

Mein Vater behielt jedoch die Nerven. Etwas umständlich, aber anscheinend völlig gelassen, erhob er sich und kramte in den Taschen seines zu einem Lodenmantel umgearbeiteten Militärrocks, der seine dünne Gestalt mehr umflatterte, als sie einzuhüllen.

Nach einer Weile förderte er ein Päckchen Tabak zutage. Daß es nur zur Hälfte mit dem begehrten Rauchkraut gefüllt war, unten Papier und oben etwas Tabak, erzählte er uns erst sehr viel später. Der Wachposten ließ das Päckchen schnell in einer seiner Uniformtaschen verschwinden und machte uns mit höhnischem Unterton darauf aufmerksam, daß wir an der Sektorengrenze sowieso gefaßt würden. An der Grenze hielt der Zug aber nur kurz und wurde auch nur oberflächlich kontrolliert. Wir kauerten weiter in unserer Waggonecke und atmeten erleichtert auf, als sich unser Zug wieder in Bewegung setzte.

In Vorsfelde, gleich hinter dem Sektorenübergang, verlangsamte sich die Fahrt abermals, und mit einem Ruck hielten die Güterwagen. Die Lokomotive ließ noch einen pfeifenden Seufzer hören, ehe wir aus dem Waggon klettern konnten.

Aus fast allen Anhängern sprangen Menschen heraus und schleppten ihr Gepäck zum Bahnhofsgebäude. Wir waren also nicht die Einzigen, die den Weg nach Westen gesucht und gefunden hatten.

Erst jetzt fiel uns eine Last von der Seele, und ich fühlte mich so richtig frei, so frei, wie man es sich eigentlich gar nicht vorstellen kann.

Das Rote Kreuz und die Bahnmissionsmission nahmen uns in Empfang und versorgten uns mit Kaffee und belegten Broten. Den Geschmack der Leberwurst habe ich heute noch auf der Zunge, denn eine solche Köstlichkeit hatten wir lange entbehrt.

Bei unserer Rückkehr in die Quirrestraße sah alles noch so aus wie früher, eben eintönig, nur daß alles wie ausgestorben schien. Lediglich in unserer Wohnung war etwas Leben, denn man hatte ein Ehepaar bei uns einquartiert. Zwangsweise Einquartierungen waren damals bei der Wohnungsknappheit an der Tagesordnung. Natürlich waren die Leute nicht begeistert, daß wir von unserem Eigentum wieder Besitz ergreifen wollten, aber irgendwie arrangierte man sich, und wir überließen ihnen das Wohnzimmer. Wir selbst hielten uns mehr in der Küche auf, die unsere Eltern durch ein abgewetztes Plüschsofa etwas gemütlicher gestaltet hatten. Natürlich mußten wir uns einschränken, aber wer mußte das in der damaligen Zeit nicht?

Bald kehrte wieder richtiges Leben in die Quirrestraße ein, denn der graue Asphalt war unser Hauptspielplatz. Damals war es nämlich noch möglich, mitten auf der Straße zu spielen, da Autoverkehr so gut wie unbekannt war, jedenfalls in unserer Straße. Die wenigen Wagen, die sich in die Quirrestraße verirrt, waren an fünf Fingern abzuzählen. Hin und wieder kam mal der Kohlenhändler, der den Koks, die Eierbriketts und die „Eisenbahner“, die den Ofen einen ganzen Tag warm halten konnten, einfach auf den Gehweg kippte, ohne sich darum zu kümmern, wer sie letztendlich in das Kellerfenster schaufelte.

Dann gab es da noch den klapprigen Lastwagen des Maurermeisters Kulpe, der aus unerfindlichen Gründen den Krieg überdauert hatte. Zumindest hatte Herr Kulpe dadurch die Möglichkeit, sein Geschäft wieder langsam aufzubauen. Zwischendurch zeigte er aber auch eine soziale Ader, indem er saisonbedingt für die Anwohner der Quirrestraße Fahrten zum Blaubeersuchen organisierte, auch wenn sie nicht ganz uneigennützig waren.

Auf primitiven Holzbänken, die Herr Kulpe auf der Ladefläche seines Lasters befestigt hatte, ging es hinaus in die Natur um den Bentherr Berg. Für viele Mitfahrer war es nichts weiter als ein preisgünstiger Ausflug in die hannoversche Umgebung, der natürlich gern genutzt wurde, vor allem, weil kaum jemand außer einem Fahrrad einen anderen fahrbaren Untersatz hatte.

Am liebsten suchten wir allerdings Bucheckern, da man sie damals für teures Öl in einer Sammelstelle am Lindener Bauweg eintauschen konnte.

Auch „Onkel Friedel“, unser Hauswirt, hatte als Inhaber einer Dachdeckertfirma einen Kleinlaster, der hin und wieder an der Bordsteinkante parkte. Außerdem hatte er ein Herz für uns Kinder, indem er uns auf Kurzfahrten mitnahm, was zur damaligen Zeit ein ganz besonderes Erlebnis war. Wenn ich mich recht erinnere, hatte er einen blauen Opel „Blitz“. ( Daß sich „Onkel“ Friedel viele Jahre später das Leben nahm, hat mich sehr erschüttert. Über den Grund weiß ich nichts Genaues.)

Manchmal fuhr auch noch ein „Tempo“ auf seinen drei Rädern durch die Quirrestraße. Meistens war er etwas zu schnell, wenn er in die Asseburgstraße einbog und dann wie eine hilflose Schildkröte auf der Seite lag. Dabei war die Geschwindigkeit mit der heutigen überhaupt nicht zu vergleichen, denn es ging alles viel gemächlicher zu, und der

„Tempo“ kippte schon bei 40 km/h in der Kurve um. Dem Fahrer ist nie etwas passiert. Dafür war die Geschwindigkeit auch zu gering.

Das langsame Tempo der Autos, besonders der Lastwagen, brachte uns auf eine Art „Sport“, den heute wohl nicht mehr gibt. An der Ecke Platenstraße lauerten wir auf ein entsprechendes Objekt. Meistens war es ein Lastwagen, der sich langsam in die Quirrestraße hineinwälzte. Nun ging es darum, vom Fahrer ungesehen, aufzuspringen oder sich dranzuhängen und ein Stück mitzufahren.

Ein Auto gab es aber doch noch, ein kleiner Lieferwagen, der immer vor dem Haus Nr.13 am oberen Ende der Quirrestraße stand und Herrn Horn gehörte. Dieser Mann war eigentlich unser Problem und der dunkle Punkt in unserer heiteren Straße, denn er haßte Kinder und besonders den Lärm, den wir beim Spielen veranstalteten, und der läßt sich nun einmal nicht vermeiden, wenn eine ganze Horde auf der Straße herumtobt. Der graue Asphalt war nun einmal unser Spielplatz, und wir ließen uns das von niemandem vermiesen, auch von Herrn Horn nicht.

Für heutige Zeiten ist es unvorstellbar, daß man zwischen den Häusern ohne große Gefahr spielen konnte, aber für uns war es eine wunderbare Zeit, als wir noch auf mit Kreide vorgezeichneten Bahnen unsere Rollschuhrennen austragen konnten. Auch Hinkelkasten war mitten auf der Straße spielbar, wobei „Himmel und Hölle“ mein Lieblingsspiel war. Ich weiß nicht, ob sich noch jemand an das Spiel „Eckenguckakaro“ erinnert, zu dem man sogar zwei Straßen brauchte. Ein Sucher oder Fänger stand in der Mitte der Quirrestraße, während eine Gruppe von Kindern von der Noltestraße rief : „Eckenguckakaro, links oder rechts?“

Der Sucher gab die Richtung mit einer Armbewegung an, und die Gruppe mußte sich in der angegebenen Richtung verstecken.

Selbst Treibball war auf der Straße möglich, wobei sich zwei Gruppen mittels eines Balles die Straße hinauf- oder hinuntertreiben mußten.

So kam wieder langsam Leben in die Quirrestraße, auch wenn die umliegenden Straßen noch voller Trümmer waren. Diese Kriegsrüinen boten uns aber auch ein reiches Betätigungsfeld. Wir strolchten darin herum und erlebten immer neue, spannende und geheimnisvolle Abenteuer. Die eingestürzten Kellereingänge mit ihrer Dunkelheit hatten es uns besonders angetan, weil sie uns regelrecht herausforderten. Manchmal mußten wir sehr aufpassen, daß nicht noch mehr einstürzte. Ab und zu mußten die Eingänge von Schutt befreit werden, um hindurchkriechen zu können. Eingestürzte Etagen, die man nur über gefährlich freihängende Treppen erreichen konnte, reizten uns besonders, denn man konnte ja nie wissen, was man oben finden würde. Die Ruinen bargen aber auch ein gewisses Kapital für uns, denn Schrott wurde damals für unsere Verhältnisse noch gut bezahlt. So begaben wir uns manchmal in schwindelnde Höhen, kletterten an brüchigen Wänden empor und hangelten uns an Deckenbalken entlang, nur um an Kupferrohre heranzukommen, die das meiste Geld einbrachten. Aber auch andere Eisenteile wurden in Bollerwagen geladen und brachten etwas ein.

Angst kannten wir bei unseren Unternehmungen eigentlich nicht. Die hatte uns der Krieg anscheinend schon genommen. Außerdem spielte sie in unserem Alter sowieso nur eine untergeordnete Rolle.

Auch mit saubergeklopften Ziegelsteinen war unser Taschengeld beträchtlich aufzubessern. Fünf Pfennige gab es pro Stein und manchmal sogar das Doppelte, was für

uns ein kleines Vermögen bedeutete. Dadurch verdienten wir uns wenigstens die Kinokarten, die wir oftmals im „Apollo“ einlösten, weil es zu Fuß am schnellsten zu erreichen war. Es war so ein richtiges Hinterhofkino, das wir „Flohkino“ nannten. Mehr war es aber auch nicht. Durch einen tunnelähnlichen Eingang, der auch durch die bunten Filmplakate nicht an Attraktivität gewann, gelangte man in einen schmutzigen Vorraum mit einem primitiven Kassenhäuschen. Hinter dem Schiebefenster der Kassenluke, das dunkelrot eingerahmt war, wo die Farbe aber schon abblätterte, saß oft eine ältere Dame, die hin und wieder einmal beide Augen zudrückte, wenn wir uns jünger machten als wir waren, um die Hälfte des Eintrittspreises zu sparen. Den Kinosaal erlebten wir meistens im Dunkeln, und das war auch gut so, denn im Licht hätte er noch unfreundlicher ausgesehen. Dieses kleine Kino brachte aber auch Freude und Abwechslung in den tristen Alltag der Nachkriegszeit.

Als ich nach vielen Jahren der Abwesenheit wieder einmal an den Ort meiner Jugendzeit zurückkehrte, gab es das „Apollo“ immer noch und hatte sich äußerlich überhaupt nicht verändert, aber es nannte sich nun Filmkunsttheater.

Ob es die „Flohkiste“ heute noch gibt, weiß ich nicht, aber sie wird für mich unvergeßlich bleiben. Für eine Eintrittskarte mußte man oft stundenlang anstehen, was wir aber gern in Kauf nahmen, denn das Medium Fernsehen war noch so gut wie unbekannt und für uns nicht erschwinglich. Also war eben Kino angesagt, und im Kinosaal war man irgendwie eine Familie. Man lachte zusammen, ließ auch gemeinsam die Tränen fließen, und manchmal lachten wir auch, wenn der ganze Saal schluchzte. Allerdings, so ganz ehrlich waren wir auch nicht und suchten immer nach Möglichkeiten, irgendwie und irgendwo etwas herauszuschlagen und nicht immer mit legalen Mitteln.

In der „Schwanenburg“, auch einem Kino, das zwischen Linden und Limmer lag, erschwindelten wir uns etliche Vorstellungen, indem wir nachmittags in die Kindervorstellung gingen, aber während der Pause zum Hauptfilm in der Toilette verschwanden und im Dunkeln erst wieder auftauchten. Manchmal schafften wir sogar noch die Spätvorstellung. So konnten wir ab und zu drei Filme für einen Preis sehen. Sicher war das nicht „feine englische Art“, aber auch wir Kinder der Nachkriegszeit waren keine Musterknaben und liebten einen gewissen Nervenkitzel.

Mein Freund Ari und ich mußten uns hin und wieder zum Kino schleichen, weil unsere Eltern streng darauf achteten, daß wir nur wirklich jugendfreie Filme ansahen. Dabei waren nach heutigen Maßstäben fast sämtliche Streifen völlig harmlos, wie z.B. der Klassiker „Geheimnisvolle Erbschaft“ mit Alec Guinness, der für unsere Eltern einige zu grausame Stellen aufwies.

Ari wohnte im Haus auf der anderen Straßenseite, und wenn wir uns heimlich verabreden wollten, benutzten wir eine Fingersprache, von der wir glaubten, daß sie einmalig sei, bis ich feststellte, daß sich auch unsere Väter damit verständigen konnten. Trotzdem benutzten wir die Fingersprache weiter, achteten aber darauf, daß niemand in der Nähe war, vor allem als wir uns zu einem „Pornofilm“ verabredeten. Wir glaubten jedenfalls, daß es so etwas sei. Statt Sex bekamen wir aber nur einen regelrechten Lehrfilm zu sehen und hörten das, was man uns schon in der Schule erzählt hatte. In erster Linie zeigte man uns eine Tafel, auf der mit Kreide ein nackter Mann und eine nackte Frau gemalt waren. Davor stand ein Mann im weißen Kittel, der uns mit einem Zeigestock auf die Gefahren des Geschlechtsverkehrs aufmerksam machte. „Schleichendes Gift“ hieß der Film, der

uns entsetzlich langweilte und unsere Erwartungen in keiner Weise erfüllte. Heute würde sich jedes Kind über einen solchen Streifen totlachen.

Straßengemeinschaften gibt es sicher auch heute noch, aber in der frühen Nachkriegszeit waren sie etwas ganz Besonderes und wurden entsprechend gepflegt, auch in der Quirrestraße.

Alle Anwohner schienen sich in einer großen Familie zu vereinigen. Natürlich gab es auch gewisse Ausnahmen, die aber in unserem Gemeinschaftsleben keine große Rolle spielten. Sobald Feierabend war, und die Väter nach einem arbeitsreichen Tag beköstigt waren, öffneten sich die Fenster, Kissen wurden auf den Fensterbänken ausgebreitet, vorher natürlich liebevoll ausgeklopft, und Ellenbogen stützten von der Arbeit müde Köpfe. Interessiert beobachtete man unser Treiben auf der Straße, und sei es auch nur das Wettpinkeln von der Bordsteinkante, wobei es darum ging, ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

Die Straßenschlachten brachten aber erst richtig Leben zwischen die Häuserfronten und boten den Zuschauern an den Fenstern mehr, als das Fernsehen damals zu bieten hatte.

Anscheinend hatten wir vom Krieg noch nicht die Nase voll und suchten immer nach einer Möglichkeit, irgendeine Fehde auszufechten. Da kämpfte dann die Quirrestraße gegen die Noltestraße, oder auch gegen die Rodenstraße, aber am häufigsten gegen die Fannystraße, die in diesem Arbeiterviertel besonders gefürchtet war.

Die eigentlichen Gründe für die Auseinandersetzungen waren sehr vielfältiger Art, aber auch völlig unerheblich. Meistens ging es nur um Kleinigkeiten, die sich in der Schule zugetragen hatten, wie Beleidigungen eines Kameraden usw., die unbedingt gerächt werden mußten.

Die gegnerischen Parteien handelten einen Kampftermin aus, und dann standen wir uns mit Stöcken bewaffnet gegenüber. Die beiden Gruppen plazierten sich jeweils am anderen Ende der Straße. Als Kampfort wählten wir meistens die Quirrestraße aus, weil wir einfach zu feige waren, um uns auf fremdes Terrain zu wagen. In die Fannystraße wagte man sich sowieso nie und allein schon gar nicht.

Zunächst fixierten wir uns eine ganze Weile und versuchten dabei so entschlossen wie möglich auszusehen, um dem Gegner Angst einzujagen. Außerdem mußte ja auch erst einmal abgeschätzt werden, ob man überhaupt eine Siegerchance hatte. Dann stürmte man mit Gebrüll aufeinander los, und je lauter das Geschrei war, desto mutiger fühlten wir uns. Manchmal holten wir uns allerdings auch Verstärkung aus anderen Straßen. Da war z.B. „Sabbelhorst“, der gleich um die Ecke in der Noltestraße wohnte, im Hause des Bäckermeisters Unverhau, bei dem man in mageren Zeiten für wenig Geld sogenannte „Schnittchen“ kaufen konnte, die uns die Sonntage versüßten.

„Sabbelhorst“ hatte sich in früher Kindheit bei einem Treppensturz die Zunge abgebissen und konnte sich deshalb nicht mehr so richtig artikulieren, statt dessen lief ihm ständig der Speichel am Kinn herunter, weshalb wir ihn eben „Sabbelhorst“ nannten.

Wir mochten ihn nicht besonders, aber er war uns oft eine willkommene Hilfe, zumal er durch seine Stärke und sein unberechenbares Wesen allgemein gefürchtet war. Auch

wenn wir uns im Straßenkampf so richtig verprügelten, gab es auch einen Ehrenkodex, dem sich alle unterwarfen und der Brutalitäten jeglicher Art verbat.

Das „tapfere Weib“ darf allerdings auch nicht vergessen werden, denn das war meine fünf Jahre ältere Schwester, die wie eine Glücke über mein Wohlergehen wachte. Sobald sie merkte, daß ihr Bruder in Gefahr geriet, kam sie regelrecht angeschossen und warf sich ins „Kampfgetümmel“, was ihr den o.a. Titel einbrachte, aber auch entsprechenden Respekt einflößte. Sobald jemand rief: „Achtung, das tapfere Weib kommt“, stob alles auseinander, denn jeder wußte, daß sie ordentlich hinlangen konnte, wenn es um ihren Bruder ging.

Gewisse kindliche Grausamkeiten gab es aber damals auch schon, wenn wir uns z.B. über die Leiden anderer Leute lustig machten. Manchmal eilte nämlich eine ausgemergelte Gestalt in altmodischer Kleidung durch unsere Straße und schien voller Angst zu sein. Sein Blick war meistens rückwärts orientiert, als würde er verfolgt. Bis ein Bombenangriff sein Leben veränderte, war er bei der „HANOMAG“ ein mathematisches Genie.

In dem Bombenhagel, der ganze Stadtteile von Hannover in eine Trümmerwüste verwandelte, wurde er verschüttet und erst nach etlichen Tagen aus seiner Zwangslage wieder befreit. Diese schreckliche Erlebnis hatte ihn geistig völlig verwirrt und trieb ihn rastlos durch die Straßen von Linden. Er fühlte sich von Flöhen befallen, die sich besonders an seinen Füßen festgesetzt hatten, wie er glaubte. Darum schlug er bei jedem zweiten oder dritten Schritt einen seiner Hacken an die Hauswand oder Bordsteinkante, um sich von dem lästigen Ungeziefer befreien zu können. Deshalb nannten wir ihn „Floh-am-Hacken“ und riefen ihm diesen Spitznamen hinterher, wenn er mit seiner eigenartig gebeugten Körperhaltung und der flatternden Kleidung durch die Quirrestraße lief, und mit Vehemenz seine Schuhe strapazierte.

Wir lachten darüber und fanden aber noch größere Gemeinheiten, indem wir ihm nachriefen: „Floh-am-Hacken, Floh im Portemonnaie!“ und warteten darauf, daß er hastig seine Geldbörse aus der Hosentasche fingerte und den Inhalt auf dem Gehweg ausleerte. In einem gewissen Alter scheinen Kinder doch eine gewisse Gefühlskälte zu besitzen. Die Hemmschwelle ist dann doch wohl etwas geringer, aber Brutalitäten, wie sie heute an der Tagesordnung sind, waren nicht zu bemerken.

Zu unserer Ehrenrettung muß allerdings gesagt werden, daß wir das Geld nie behalten hatten, sondern nur unseren Spaß haben wollten, auch wenn es auf Kosten anderer geschah.

Mit der Zeit pulsierte das Leben immer mehr in unserer Straße. Die tristen Farben der Mietskasernen waren in unserer kindlichen Erinnerung immer sehr viel leuchtender, als sie je gewesen sind. Auch in der Folgezeit konnten wir noch so richtig auf der Straße spielen. Wir brauchten dazu nicht den heutigen Plastikkram und die schrecklichen Gummimonster, die heute so beliebt sind und gesammelt werden.

Uns genügte ein entsprechend geformter Stein, um als Auto auf vorbereiteten „Straßen“ im Sand herumzufahren. Der Phantasie waren eben keine Grenzen gesetzt und nicht von vorgefertigten Schwabbelteilen beeinflusst. Das Einzige, an dem wirklich mein Herz hing, war ein dunkelblauer Lastwagen aus Blech, der heute Sammlerwert haben würde.



Zu den Angewohnheiten meiner Eltern gehörte es, die Geburtstagsgeschenke nachts, wenn wir schliefen, heimlich auf dem Tisch aufzubauen. Die Aufregung ließ mich verständlicherweise nicht durchschlafen. Irgendwann stand ich in den frühen Morgenstunden auf und tastete mich durch das dunkle Zimmer, bis ich den Tisch erreichte. Meine Finger glitten über die Geschenke und mußten erraten, was es wohl war. Licht durfte nicht angemacht werden. Das würde gegen die Spielregeln verstoßen. Auf dem wunderbaren Blechauto mit einem Anhänger, der zu kippen war und für damalige Zeiten eigentlich unerschwinglich gewesen ist, blieben meine Hände haften, griffen schnell zu, und wir verschwanden gemeinsam im Bett.

Das Auto fest umschlungen schlief ich selig wieder ein. Noch heute habe ich den Geruch des Blechs und des frischen Lacks in der Nase.

Bald führen auch primitive Seifenkisten auf wackeligen Kinderwagen-rädern die Straße hinunter. Die Rennstrecke war mit Kreide auf den Asphalt in etlichen Kurven aufgemalt. Auf den heutigen Straßen ist das wohl kaum noch möglich.

Heute würde man uns vielleicht als Straßenkinder bezeichnen, obwohl das sicher nicht den Kern trifft, auch wenn wir uns die meiste Freizeit zwischen den Häuserfronten aufhielten und den Zuschauern auf den Fensterbänken mehr boten, als das, was das damalige Fernsehen bieten konnte.

Unsere Spiele und Beschäftigungen waren aber ganz selten bössartiger Art, und wir brauchten dafür keine komplizierten Gebrauchsanweisungen. Phantasie, Spontaneität und Improvisation waren in unserer Kindheit mehr gefragt, als dauernd vor der „Glötze“ zu sitzen, die sich sowieso nur wenige leisten konnten.

Die Quirrestraße war eigentlich eine glückliche und fröhliche Gemeinschaft, auch wenn die Zeit nicht unbedingt zum Frohsinn animierte.

Die Kinder der damaligen Zeit bekamen von ihren Eltern als Bestrafung auch für kleinere Verfehlungen Stubenarrest. Meine Mutter war da etwas anders und hielt davon nichts. Ihre kleine, liebe Stimme schwebte uns entgegen wenn sie sagte: „Was sollen die Kinder denn in der Wohnung, wo draußen doch die frische Luft ist?“

So blieb die Straße und ihre Umgebung unsere große und wunderbare Kinderstube, die bis zum Bether Berg reichte, den man bei ganz gutem Wetter in der Ferne erahnen konnte.

Heute ist die Sicht zum Bether Berg durch Häuser, Fabriken und anderes völlig verbaut. Den freien und weiten Blick gibt es einfach nicht mehr. Außerdem führt eine Hoch- und Schnellstraße neuerdings so dicht an meiner Konfirmationsstätte, der Bethlehemkirche, vorbei, daß ich mich regelrecht erschrak, als ich nach vielen Jahren der Abwesenheit wieder einmal zum Niedersachsenstadion fuhr, denn „96“, der hannoversche Fußballverein, ist auch heute noch mein Lieblingsclub, auch wenn ich seit vierzig Jahren nicht mehr in Hannover wohne.

Auch wenn die burgähnliche, aus grauen Quadern erbaute Kirche nun etwas eingezwängt dasteht, und der Verkehrslärm die frühere Ruhe in lautes und geschäftliches Treiben verwandelt hat, ist sie immer noch ein besonderer Anziehungspunkt für mich, weil einfach zu viele Kindheits-erinnerungen an diesen grauen Mauern hängen.

Der Eingang lag schon immer etwas im Dunkeln, und im Inneren roch es irgendwie muffig, aber auch nicht abweisend. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Lediglich der Kirchturm hat in der Zwischenzeit, seine für uns Kinder so faszinierende Patina verloren, da der Turm mit neuen Kupferplatten belegt worden ist.

Der leuchtende Weihnachtsstern in der Spitze lockt am Heiligabend auch die sonstigen Müßiggänger zum Gottesdienst, genauso wie in meiner Jugendzeit. Auch die Sitzbänke haben sich nicht besonders verändert und sind so unbequem wie früher. Der riesige Lüster, der Bethlehem darstellen soll, hängt noch immer in der Mitte des Kirchenschiffes und droht, auf die Gläubigen herunterzustürzen, wovon ich als Kind immer Angst hatte und mich deshalb meistens in eine der hinteren Bankreihen verdrückte.

Von meinen Eltern bin ich nie geschlagen worden, egal was ich auch angestellt hatte, und das war nicht einmal so wenig.

Hin und wieder konnte meine Mutter trotzdem auch strafen. Die größte Strafe war für mich, wenn sie traurig war. Einmal war sie allerdings so richtig wütend auf mich und wollte mir irgend etwas an den Kopf werfen. In ihrer Aufregung fand sie nichts anderes, als eine Postkarte, die auf der Vitrine lag. Den Grund weiß ich heute nicht mehr, aber anschließend lagen wir uns lachend in den Armen, und aller Gram war vergessen. Später sprachen wir noch oft über diese „gemeine“ Bestrafung und amüsierten uns.

Die Kinder der Quirrestraße waren immer phantasievoll, sei es im Spiel, oder in den Streichen, die wir ausüben wollten. Die Streiche waren allerdings harmloser, als sie wohl heute sein würden. Wir wollten bestimmte Leute zwar ärgern, aber nicht verletzen.

Eine warme Sommernacht lag irgendwie schwirrend über der Quirrestraße und schien uns beinahe die Luft zu nehmen. Ein Sandhügel für den neuen Spielplatz war der ideale Sitz, um zu philosophieren. Mein Freund Ari und ich saßen ganz oben, blickten in den klaren Sternenhimmel, beobachteten die Sterne und machten uns Gedanken über das Weltall, seine Unendlichkeit und Gott. Mit Ari war es eben möglich, auch tiefsinnigere Gespräche zu führen. Es war, und ist auch heute noch eine echte Freundschaft.

Die anderen tobten im schummrigen Licht der Straßenlaterne herum, bis plötzlich einer rief: „Mensch, seht doch mal da,“ und er deutete auf einen Kleinwagen, der traurig und verlassen vor einem Mietshaus parkte.

Was der Winzling auf vier Rädern für ein Typ war, kann ich heute nicht mehr sagen, er hatte aber das Aussehen und die Größe eines „Goggo“. Wahrscheinlich war der Besitzer nur zu Besuch in unsrer Straße, denn wir hatten ihn vorher noch nie gesehen. Ohne große Absprache stand unser Entschluß sofort fest. Wir wollten dem Fahrzeughalter einen Streich spielen, obwohl es uns eigentlich widerstrebte, wildfremde Menschen zu ärgern. Das kleine Fahrzeug reizte uns aber.

Wir schlichen uns heran, und mit vereinten Kräften schafften wir es, den „Mini“ hochzuheben und schleppten ihn die Straße hinunter und stellten ihn gleich um die Ecke in der Noltestraße wieder ab. Natürlich wollten wir uns auch den Spaß nicht nehmen lassen, die Reaktion des Autobesitzers aus nächster Nähe zu beobachten. Mit angehaltenem Atem und in gebückter Haltung liefen wir an den Zäunen der kleinen Vorgärten entlang, versuchten jeden Lärm zu vermeiden und versteckten uns hinter einer Ligusterhecke direkt neben der Haustür unsrer „Untat“.

Unser Warten wurde auf eine recht lange Probe gestellt, aber dann öffnete sich doch endlich die Tür, und ein Mann trat heraus, der zielstrebig auf sein Auto zusteuern wollte. Eilenden Schrittes ging er auf den Bürgersteig zu, um dann mit einem schrillen, ersterbenden Schrei abrupt stehenzubleiben. Zunächst stand er wie angewurzelt und schaute ungläubig in alle Richtungen. Man konnte seine Verzweiflung richtig sehen, und er tat uns doch etwas leid.

Aufgeregt lief er hin und her, um sein „heiligs Blechle“, wie die Schwaben heute sagen würden, doch noch zu finden. Jedesmal, wenn er an der altmodischen Gaslaterne vorbeilief, konnten wir sein entsetztes Gesicht sehen und wären an dem unterdrückten Lachen fast erstickt. Dabei hätte er uns leicht entdecken können, denn er lief immer nur ein paar Meter an uns vorbei, und das Mondlicht konnte uns auch nicht so richtig verbergen. Trotzdem hatten wir Spaß, Spannung und Abenteuer. Es war eben immer etwas los in der Quirrestraße.

Ähnlich gingen wir auch bei Herrn Horn vor, der uns Kindern das Leben so schwer wie möglich machte. Er war ein mürrischer Sonderling, den wir nie haben lächeln sehen. Vor allem störte ihn unser Getobe auf der Straße, aber wo geht es leise zu, wenn Kinder spielen?

Deshalb war er auch eines der häufigsten Objekte unserer Streiche. Mit harmlosen Klingelstreichen fing es eigentlich an. Die Klingelknöpfe wurden mit Kaugummi reingedrückt und festgeklebt, bis Herr Horn wütend herausstürmte, um die Verursacher zur Rechenschaft zu ziehen. Wichtig war für uns natürlich, immer in seiner Nähe zu sein und seinen Ärger zu beobachten, und wir freuten uns diebisch, wenn er ganz dicht an uns vorbeilief. Als er uns wieder einmal so richtig geärgert hatte, beschlossen wir, es ihm heimzuzahlen.

Vor seinem Mietshaus stand, wie vor jedem Haus in der Quirrestraße in einer Mulde eine Mülltonne, die in erster Linie die Asche aus Kachelöfen schluckte, denn Zentralheizungen kannten wir damals noch nicht, und Verpackungsmüll war damals noch so gut wie unbekannt.

Die Milch holten wir z.B. in Töpfen oder Kannen aus dem kleinen Milchladen in der Bethlehemstraße, den man über die Trümmer der zerbombten Häuser in der Noltestraße am schnellsten erreichen konnte.

Graue und in der Mitte abgewetzte Stufen führten hinauf in ein Halbdunkel, das eigentlich ein Geschäft darstellen sollte. Wahrscheinlich war es ein umfunktioniertes Wohnzimmer, aber wir bekamen dort alles, was wir wollten, und für ein kleines Gespräch war auch noch genügend Zeit.

An den Wänden, von denen der blasse, grüne Putz abblätterte, standen abgegriffene Holzregale, die fast leer vor sich hindämmerten, weil es in der damaligen Zeit sowieso nicht viel zu kaufen gab. Hinter dem Tresen, dessen Farbe in dem Dämmerlicht kaum zu bestimmen war, verbarg sich meistens eine ältere Frau, die oftmals vergessen hatte, auch die letzte Lockenwickler aus den fettigen Haarsträhnen zu entfernen.

In dem diffusen Licht, das nur spärlich durch die verschmutzten kleinen Fensterscheiben drang, konnte man sie nur schemenhaft erkennen, und das war auch wohl gut so.

Trotzdem verstand sie es mit sicherem Griff, die entsprechende Schöpfkelle zu finden, die in drei Größen am Rand der Milchkanne hingen und nicht unbedingt den heutigen Reinlichkeitsnormen entsprachen, um unsere mitgebrachten Behältnisse zu füllen. Genauso verhielt es sich mit den Gurken, die mit einer Holzgange aus einem Faß gefischt werden mußten, dem Mehl und dem Zucker, den Rosinen, Bohnen, Linsen usw., die in irgendwelchen Schubfächern lagerten.

Besonders hygienisch war das alles sicher nicht, aber wir sind auch nicht davon krank geworden. Heute wird man ja angeblich schon von jedem „Pup“ infiziert. Früher sagte man uns: „Dreck reinigt den Magen.“

Wenn ich an diesen kleinen und kuscheligen Laden denke, fällt mir leider auch wieder eine meiner Untaten ein.

Auf meinen Schulweg mußte ich immer bei „Tante Nanni“ vorbei, die ein Antiquitätengeschäft an der Ecke Nieschlag- Ecke Wittekindstraße betrieb. Wenn es im Milchladen schon dunkel war, herrschte hier finstere Nacht. Um die schwere Tür zu erreichen, mußte man auf etlichen Stufen regelrecht emporklettern. Wenn man sie geöffnet hatte, mußte man sich an die Finsternis erst einmal gewöhnen, um die Gegenstände überhaupt erahnen zu können.

Das Ziel meiner Begierde war trotzdem leicht zu ertasten. Es bestand aus einem Stapel von Zwanzigpfennigschmökern, die bei „Tante Nanni“ fünf bis zehn kosteten und dicht neben der altmodischen Kasse lagen, die man noch mit einer Kurbel bedienen mußte, heute aber sicher eine Rarität wäre.

„Tante Nanni“ konnte das damals natürlich noch nicht wissen. Sie drehte an der Kurbel und bezahlte uns, wenn wir mal etwas verkaufen wollen. Das, was sie zahlte, war eigentlich nur ein Witz, jedenfalls nach heutigen Maßstäben. Für drei Heftromane zusammen bekam man höchstens fünf Pfennig.

Vielleicht war das auch mit ein Grund, weshalb ich sie auch einmal reinlegen wollte. Als ich den dunklen und muffig riechenden Laden betreten hatte, rührte sich zunächst nichts. Erst ein paar kräftige Faustschläge auf die Tresenplatte ließen ein Geräusch hören. Zunächst kamen zwei schrumpelige Hände zum Vorschein, deren schmutzige Fingernägel sich in das Holz krallten und eine Gestalt heraufwucherten, die aus einem Horrorkabinet entsprungen schien.

Die schwarzen, strähnigen Haare verdeckten das Gesicht fast völlig. Durch Pusten versuchte sich die Frau etwas Sicht zu verschaffen, was ihr allerdings nur in begrenztem Maße gelang. Die „Fahne“, die uns entgegenschwebte, hätte sicher einen Bullen in Narkose versetzen können. Sie stand etwas schwankend in dem Dämmerlicht, versuchte, sich am Tresen festzuhalten und schien uns fragend anzusehen.

Das war der Zeitpunkt, der uns in Aktion treten ließ, und unsere „Vergeltung“ konnte beginnen. Wir schoben ihr einfach ihren eigenen Stapel Romanhefte hin, und sie fing an zu zählen. Sie verhedderte sich dabei häufig und fing wieder von vorne an. Der Betrag, den sie uns anschließend aushändigte war so gering, daß man ihn eigentlich vergessen konnte, aber er befriedigte mich irgendwie und rief kein schlechtes Gewissen hervor.

Wieder war es einmal Abend, und wir trafen uns auf dem Spielplatz, um neue „Aktivitäten“ abzusprechen. Diesmal richtete sich unser Augenmerk auf Herrn Horn, dem wir seine Kinderfeindlichkeit so richtig heimzahlen wollten.

Im Schutze der Dunkelheit - auch unsere Unternehmungen scheuten manchmal das Tageslicht - schlichen wir uns an den Häuserfronten entlang, immer vorsichtig das fahle Licht der Gaslaternen umgehend, bis das Haus Nummer 13 der Quirrestraße erreicht war, in dem Herr Horn wohnte.

Einer von uns hatte irgendwo ein Horn gefunden, dessen Aussehen und Farbe nicht zu bestimmen war, aber es war ein Horn, und das war offensichtlich, auch wenn es nicht zu definieren war, jedenfalls nicht für uns. Wer es in der Hand hielt, als wir uns dem Haus näherten, weiß ich nicht mehr, aber ich sehe es noch genau vor mir, weil es wie eine große hölzerne Sichel aussah.

Eigentlich wollten wir das Horn als Denkmäler nur an seine Türklinke anhängen, bis einer von uns auf eine zusätzliche Idee kam. Wir wuchteten die Mülltonne zur Haustür und verbanden sie mit einem Seil. Dann betätigten wir die Klingel und klebten ein Kaugummi darauf, und es klingelte scheinbar unaufhörlich.

Heute weiß ich nicht mehr, welches Gewerbe Herr Horn ausübte, aber er hatte einen kleinen Lieferwagen, der an diesem Abend wieder vor seinem Haus parkte. Der war natürlich das ideale Versteck für uns, zumal wir nicht viel Zeit hatten. Nachdem wir die Klingel betätigt hatten, krochen wir unter die Plane seines Wagens, ließen aber noch einen Spalt offen, um die Haustür beobachten zu können. Wir brauchten nicht lange zu warten, da passierte das, was wir erhofft und erwartet hatten. Die Haustür wurde mit voller Wucht aufgerissen, und Herr Horn stand in einer Wolke von Staub und Ruß, die sich im ganzen Hausflur ausbreitete.

Die Mülltonne lag da wie ein Krokodil mit offenem Maul, aus dessen Nüstern es immer noch qualmte. Zunächst stand er wie angewurzelt da, versuchte den Staub aus seinem Gesicht zu wischen, ehe er wütend das angebundene Horn von der Türklinke riß und die Quirrestraße hinauf- und hinunterlief, um uns zu finden, um uns der gerechten Strafe zuzuführen. Wir hörten seine hastigen Schritte und glaubten sogar seine flatternden Hosenbeine zu vernehmen. Auch sein asthmatisches Keuchen drang bis in unser Versteck.

Ständig lief er daran vorbei, ohne auf die Idee zu kommen, daß wir uns ausgerechnet in seinem eigenen Fahrzeug aufhielten und ihn sogar beobachten konnten. Das Lachen mußten wir regelrecht unterdrücken, um nicht aufzufallen.

Als er uns nicht gefunden hatte, versuchte er vor Wut schäumend den Hausflur zu säubern, ohne zu wissen, daß wir ihn dabei beobachten konnten, was ja eigentlich dann Sinn des Streiches ausmachte. Als wir uns endlich unter der Plane hervorwagen konnten und das Weite suchten, verfolgte uns sein Fluchen bis in unsere Wohnungen hinein, und ich kann nicht sagen, daß es mich besonders beeindruckte. Wir hatten jedenfalls unseren Spaß.

Die Groschenromane wie Tom Shark, John Kling, Allan Pinkerton, die heute sogar einen gewissen Sammlerwert haben, animierten uns, ein "Detektivbüro" zu eröffnen. Mein Freund Aribert war daran maßgeblich beteiligt.

Daß wir tatsächlich zwei Aufträge bekamen und sie auch noch ausführen konnten, erfüllt mich heute noch mit einem gewissen Stolz. Im ersten Fall ging es um einen Hühnerdieb, der die kleinen und primitiven Ställe der Hinterhöfe heimsuchte, um seinen Hunger zu stillen. Allerdings schien er auch ein Gourmet zu sein, denn er fand aus der Vielzahl immer die leckersten Hähnchen heraus. Manche Nacht legten wir uns auf die Lauer und brauchten dabei sehr viel Geduld. Trotzdem fanden wir es spannend, auch wenn wir stundenlang im Dreck lagen und den Mief von Hühner- und Kaninchenställen ertragen mußten.

Es war eine richtig schöne Sommernacht mit einem klaren Sternenhimmel, als wir endlich unseren Erfolg verbuchen konnten. Das Warten hatte sich gelohnt. Eine Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, kletterte über die billigen und wackeligen Drahtzäune der Hinterhöfe. Lauernd und absichernd blieb sie zwischendurch stehen. Sie schien nicht unbedingt zu den Jüngsten zu gehören, denn sie hatte erhebliche Schwierigkeiten, die Hindernisse zu überwinden. Unsere Herzen schlugen bis zum Hals, als sich die Schritte näherten und beinahe in unseren Ohren dröhnten. Sie dröhnten sicher so laut, weil wir Angst hatten. Wir preßten uns auf den Boden und wußten eigentlich nicht, was wir machen sollten.

Im entscheidenden Augenblick sprangen wir aber doch gemeinsam auf und stürzten uns auf die Gestalt in dem wallenden Mantel.

Eigenartigerweise hatten wir keine Schwierigkeiten, sie zu überwinden. Als wir seinen Schlapphut entfernten, erkannten wir ihn. Es war ein Herr von O., der in unserem Nebenhaus wohnte, und als richtiger „Von“ sicher bessere Zeiten erlebt hatte. Deshalb wollte er wohl auch die „Delikatessen aus den kleinen Verschlägen stehlen. Irgendwie tat er uns leid, als er so schuldbewußt und mit gesenktem Blick vor uns stand. Wir konnten ihn sogar verstehen, denn auch ein Adliger hat Hunger, aber wir hatten schließlich einen Auftrag übernommen, für den wir bezahlt wurden.

Für unsere „Ermittlungen“ verlangten wir ein Pauschalhonorar von fünf Mark, einen Preis, den wir damals für angemessen hielten, der aber unsere Unkosten in keiner Weise deckte, wie unser nächster Fall zeigt.

Diesmal sollten wir einen verschwundenen Untermieter aufspüren, der unter Hinterlassenschaft seiner Fäkalien in der Badewanne und ohne Mietzahlung das Weite gesucht hatte. Wir nahmen unsere "Detektivarbeit" erneut auf und strolchten durch die ganze Stadt. Am Goetheplatz entdeckten wir ihn, wie er in eine Straßenbahn stieg. Leider hatte er aber auch uns gesehen, und die Verfolgung ging von einer Straßenbahn in die andere. Trotzdem konnte er uns nicht abschütteln, und wir fanden sein derzeitiges Domizil.

Anschließend kassierten wir das vereinbarte Honorar von fünf Mark und merkten, daß wir nur draufgezahlt hatten, denn die Straßenbahnkarten verschlangen auch noch unser gesamtes Taschengeld. Trotzdem waren wir irgendwie stolz, daß wir noch einen „Fall“ gelöst hatten.

Nach dem finanziellen Desaster schlossen wir unser „Detektivbüro“ wieder und wendeten uns anderen Aktivitäten zu, denn die Kinder der Quirrestraße waren ja flexibel und hatten ständig neue Ideen. Diesmal lagen sie wesentlich tiefer, nämlich unter den Straßen von Hannover.

Für unser nächstes „Abenteuer“ hatten wir uns die Unterwelt von Linden, einem Stadtteil von Hannover ausgesucht, die Kanalisation, die uns Kindern viele Überraschungen bieten konnte. Wir hatten nämlich ein Abflußrohr entdeckt, das in einen Graben von Limmer mündete. (Heute ist da wohl schon alles verbaut und der Graben nicht mehr zu entdecken).

Dieses Abflußrohr war der Einstieg in ein neues Abenteuer. Schließlich war es doch interessant, Hannover auch einmal aus einer anderen Perspektive zu betrachten, nämlich von unten.

An jenem Tag, die Schule war gerade beendet, Schularbeiten gab es nicht, und ich weiß auch nicht, ob ich sie überhaupt gemacht hätte, versammelten wir uns an der Ecke zur Asseburger Straße. Dann liefen wir die Windheimstraße hinunter, um zu unserem Ziel zu gelangen. Das Abflußrohr sah nicht gerade einladend aus, zumal es sehr eng war und in der Mitte eine stinkende Brühe herausfloß. So kostete es schon einige Überwindung, sich in die Röhre hineinzuzuqälen. Wir preßten die Knie und Oberschenkel an die kalten und glitschigen Wände des Rohres, um nicht in die Kloake zu rutschen. So krochen wir von einem Gully zum anderen, in denen wir uns wenigstens aufrichteten und unsere Glieder lockern konnten.

Wir hörten über uns die Schritte der Menschen. Die hier unten beinahe drohend wirkten und den Verkehr, der über uns hinwegrauschte. Trotzdem krochen wir weiter. Heute würde ich das ganze Unternehmen als recht blödsinnig bezeichnen, aber damals saß man eben nicht vor der „Glotze“, sondern unternahm etwas.

Als wir die eigentliche Kanalisation erreicht hatten, eröffnete sich uns eine Stadt unter der Stadt. Glitschige Gehwege aus Rotsteinpflaster ermöglichten uns, aufrecht zu gehen und in den eigentlichen „Bauch“ von Hannover zu gelangen. Vor Ratten hatte ich eigentlich immer Angst, auch heute noch, aber diesmal liefen sie uns öfter über den Weg, als mir lieb war. Einige schwammen tot in der Gosse, die erbärmlich stank und an uns vorbeiströmte.

Die vielen Abzweigungen stellten uns allerdings vor einige Probleme, weil wir uns nicht immer gleich entscheiden konnten, welchen Weg wir einschlagen sollten, denn es stank überall.

Plötzlich kam einer von uns auf eine ganz blödsinnige Idee: „Wollen wir versuchen, unter den Puff zu kommen?“ Wer diesen Vorschlag machte, weiß ich heute nicht mehr, aber ich weiß, daß es früher am Leineufer ein Bordell gab, weil überall Schilder herumstanden, die den Besatzungssoldaten verboten, sich in diesem Gebiet aufzuhalten. Was wir da eigentlich wollten, wußte wohl keiner, und ist mir auch heute noch schleierhaft, aber wer kann die Gedanken von Kindern wirklich ergründen?

Es sei vorweggenommen, daß wir unser „Ziel“ natürlich nicht erreicht hatten. Wie sollten wir auch? Unter Hannover konnten wir uns einfach nicht zurechtfinden. Trotzdem

irrten wir noch eine ganze Weile in den düsteren, muffigen und feuchten Gängen umher, in denen wir Mühe hatten, uns auf dem glitschigen Untergrund aufrecht zu halten.

Wo wir uns befanden, konnten wir nicht ausmachen, denn es sah ja überall gleich aus, und der Gestank war auch überall gleich. Irgendwie hatte die stinkende Brühe, die in der Mitte der Gosse träge dahinschwamm, eine gewisse Anziehungskraft, denn mancher von uns rutschte hinein und verbreitete anschließend auch keinen angenehmen Duft. Unsere Abenteuerlust wurde dadurch aber nicht gemindert, und die Spannung blieb erhalten, zumal wir wußten, daß unsere Eltern, jedenfalls die meisten, uns regelrecht versaute Kleidung akzeptierte.

Statt unter das Bordell zu gelangen, befanden wir uns plötzlich in einer Art Fabrikhalle am jenseitigen Leineufer, wo heute regelmäßig der Flohmarkt stattfindet, den ich auch heute von meinem neuen Wohnort bei Bremen immer wieder besuche, um Kindheitserinnerungen aufzufrischen.

Manchmal finde ich dort Dinge, die ich früher sehr geliebt habe. Wenn ich ganz großes Glück hatte, konnte ich sogar das eine oder andere Buch erstehen, das ich meiner Schwester vor über vierzig Jahren entwendet hatte, um es für wenige Pfennige in einem winzigen Laden in der Nieschlagstraße zu verkaufen.

Zwei der Bücher stehen nun wieder in meinem Regal, und manchmal blättere ich darin, auch wenn sie aus dem „Dritten Reich“ stammen und in unserer Jugendzeit die Aufgabe der Beeinflussung hatten, was ihnen ja auch gelungen ist.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich sie tatsächlich irgendwie immer noch spannend finde. „Wolgakinder“ und „Wolgakinder im Baltenland“ sind ihre Titel, die durch die Aussiedler heute etwas an Aktualität gewonnen haben. Nun bin ich immer noch auf der Suche nach dem abschließenden dritten Band „Abenteuer in Saratow“. Der Flohmarkt am Leineufer in Hannover wird mir ja vielleicht noch das Glück bescheren, die Sammlung zu komplettieren.

Die Halle, die uns jetzt aufgenommen hatte, wirkte in ihrer Verlassenheit noch bedrückender, als das Labyrinth in der Nähe der Kanalisation unter Hannover. Stützbalken sicherten die brüchige Decke provisorisch ab und erinnerten mich irgendwie an Grabmale.

Obwohl es eigentlich unheimlich war, drangen wir weiter in das Innere des Gebäudes ein, soweit man überhaupt von einem Gebäude reden konnte. Über uns allen schwebte eine bedrohliche Ruhe, die uns Angst machte und den Atem anhalten ließ. Trotzdem schlichen wir weiter, bis wir etwa in der Mitte der Halle eine Öffnung im Fußboden entdeckten, die gerade einem Menschen Einlaß gewähren konnte. Nacheinander hangelten wir uns wieder in die Dunkelheit der „Unterwelt“ von Hannover. Vier niedrige Schächte, in denen man nur kriechen konnte, führten uns in verschiedene Richtungen. Wieder mußten wir uns entscheiden, welchen Weg wir einschlagen wollten. Als wir uns endlich für eine Richtung entschieden hatten, gab die Batterie unserer Taschenlampe den Geist auf, und wir waren im Dunkeln.

Zunächst verharrten wir erst einmal eine Weile, bis einer von uns aus seiner Hosentasche eine Kerze zauberte. Ich glaube, es war „Ihle“, aber genau weiß ich das heute nicht mehr.



So krochen wir im Kerzenschein weiter. Das flackernde Licht warf gespenstische Gestalten an die Wände, und die Schatten begleiteten uns.

Plötzlich hielten wir an und lauschten. Eigenartige Geräusche ließen unsere Nackenhaare sträuben. Es hörte sich wie ein Röcheln an und ein Scharren. Nun ergriff uns doch Panik, und wir versuchten so schnell wie möglich wieder den Ausgang zu erreichen.

Natürlich wollte jeder der Erste sein, der das Ausgangsloch erreichte. So klemmten wir bald in der Öffnung fest und kamen weder raus noch rein.

Als letzter kam der dicke „Ihle“ angehechelt, der seine Kerze natürlich längst verloren hatte. Er hängte sich an unsere Beine, und seine Leibesfülle zog uns in den Schacht zurück und verschaffte uns dadurch wieder Luft. So konnten wir uns nacheinander aus dem unheimlichen „Gefängnis“ befreien.

Als wir wieder im beruhigenden Tageslicht standen und aufatmen konnten, schaute „Ihle“ uns mit treuherzigem Blick an und fragte: „Was habt ihr eigentlich? Warum seid ihr so schnell abgehauen? Da war doch nichts, nur ein Hund.“ Wir sahen ihn verwundert an, und irgendwie bewunderten wir ihn auch, denn ausgerechnet er, der sonst immer als Erster das Weite suchte, bewies Ruhe und beschämte uns eigentlich, weil wir zu feige waren, er aber die Übersicht behielt.

Am nächsten Tag wagten wir uns noch mal ganz vorsichtig in die dunklen Gänge, krochen aber sehr langsam, hielten oft an und lauschten, ohne allerdings ein Geräusch zu vernehmen. Dann fanden wir ihn, genauso, wie „Ihle“ es gesagt hatte. Es war ein Schäferhund, der in dem Gang verendet war. Wahrscheinlich war er in eine der Einstiegsluken gefallen, nicht wieder herausgekommen und dann verhungert.

Nun machten wir uns Vorwürfe, daß uns die Angst am Vortag so schnell vertrieben hatte. Vielleicht hätten wir dem Hund noch helfen können.

Die Welt, so kurz nach dem Krieg, erschien uns Kindern irgendwie in rosa-roten Farben, und wir waren voller Zuversicht und Zukunftshoffnungen, auch wenn uns die Trümmer rundherum an eine schreckliche Zeit erinnerten.

Deshalb regt mich manchmal die heutige Fernsehreklame auf, die uns einreden will, daß schon unsere Mütter „Milchschnitten“ gekauft hätten, um uns zu einer Extraportion Milch zu verhelfen. Ich kann mich jedenfalls an keine Milchschnitte erinnern und war froh, wenn wir überhaupt ganz normale Milch bekommen konnten, auch wenn es damals nur Magermilch war.

Meine Mutter, eine kleine, zierliche Person, die regelrecht zerbrechlich wirkte, hatte auch anderes im Sinn, als uns mit besonderen Leckereien zu verwöhnen. Ihr ging es in erster Linie darum, uns satt zu bekommen, auch wenn es einige Tage hintereinander nur Rote Bete gab.

Sie verstand es aber, sie jedesmal anders zuzubereiten. Man glaubte immer, ein anderes Gericht zu genießen, auch wenn es das gleiche Gemüse war.

Manchmal gab es die ganz normale Version, ohne jeden „Schnickschnack“, wie man in Norddeutschland sagt, aber es schmeckte sogar gut. Dann wurden die Rote Bete süß und am anderen Tag süßsauer angerichtet, mal mit, und dann auch wieder ohne Kartoffeln. Meine Mutter fand immer wieder eine neue Variante, um uns das Gericht schmackhaft zu machen

Damit mußte sich auch meine Nachhilfelehrerin abfinden, die sich in das unmögliche Unterfangen eingelassen hatte, mir Mathematik beibringen zu wollen. Ich mochte sie nicht, und das nicht nur wegen der „Mathe“. Schon ihre streng nach hinten gekämmten Haare, die im Nacken zu einem Dutt zusammengewurstelt waren, regten mich auf.

Viele Jahre später, als ich ein Praktikum in Bethel als Erziehungshelfer machte, nannten die Diakone dort den Dutt ein Brüderfanggerät. Ich kenne aber viele, die damit glücklich geworden sind.

In der damaligen Zeit mußten unsere Mütter sehr erfinderisch sein, um etwas besonderes auf den Tisch zu bringen. Sie konnten aus Grieß Schmalz herstellen, das sogar schmeckte. Das Nonplusultra war aber Muttis Kaffeekuchen, den sie aus Kaffeeersatz machte. Irgendwie schaffte sie es auch noch, auf der Oberfläche eine zuckrige Kruste anzubringen, die auch heute noch für mich unvergleichlich ist. Den Geschmack kann man einfach nicht vergessen. Besonders gut fanden meine Schwester und ich, wenn der Kuchen innen noch etwas klitschig war. Heute gibt es so eine Köstlichkeit nicht mehr.

Um auch einmal etwas ganz Besonderes in den Kochtopf zu bekommen, verfielen wir auf die ausgefallendsten Ideen. Der Sohn des Schrott-händlers Kaselitz, dessen Gewerbe damals so richtig boomte, machte uns manchmal darauf aufmerksam, wenn es auf dem Schrottplatz seines Vaters etwas zu holen gab.

Diesmal handelte es sich um Knochen, die im Hof lagerten und an denen noch begehrenswerte Fleischfetzen hängen sollten. In der Abend-dämmerung machten wir Jungen aus der Quirrestraße uns auf den Weg.

Ich weiß nicht mehr, wer eigentlich dabei war, und ich weiß nicht einmal mehr genau, wo sich der Schrottplatz befand.

Mir sind nur noch die kahlen Backsteinwände der Hanomag - Werke in Erinnerung, die diesen Lindener Stadtteil auch nicht gerade freundlicher gestalteten, auch wenn sich in eine der Werkhallen, gleich nach dem Krieg, ein Operettentheater etabliert hatte. Thalia - Theater nannte es sich und brachte etwas Fröhlichkeit in unseren tristen Alltag. „Drei alte Schachteln“ von Walter Kollo sind mir noch gut in Erinnerung.

Der Mond brachte zwar etwas Licht in die engen Straßenschluchten, konnte aber die Unheimlichkeit und unsere Ängste nicht beseitigen. Hinter den Fenstern der düsteren Bauten war kaum ein Lichtschein zu sehen, die wie leere Augenhöhlen wirkten. Wir schlichen dicht an den Hauswänden entlang, immer auf der Hut, die Lichtkegel der Gaslaternen zu umgehen, die sowieso nur Helligkeit verbreiteten, aber schleichen war eben Pflicht und gehörte zur Spannung.

An der Ecke einer Seitenstraße hielten wir inne und lauschten mit angehaltenem Atem. Die Laterne erhellte nur spärlich unseren Weg, der uns zu einem riesigen Eisentor führte. Noch heute spüre ich das kalte Metall, das wir überwinden mußten. Dann sahen wir den Knochenhaufen vor uns, der sich meterhoch auftürmte und im Mondlicht noch bleicher aussah, als er eigentlich war.

Von welchem Lebewesen die Knochen stammten, konnten wir natürlich nicht ausmachen, war uns in diesem Moment auch völlig egal, Hauptsache, es würden

Fettaugen auf unserer Suppe schwimmen, und das taten sie dann auch. Da unsere Mutter ja immer darauf bedacht war, uns irgendwie satt zu bekommen, sagte sie einmal träumerisch: „Wenn es uns mal besser geht, wünsche ich mir, daß ihr auf meinem Geburtstagstisch sitzt, mit einer richtigen Butterstulle in den Händen.“

Viele Jahre später, als meine Schwester und ich schon längst verheiratet waren und selbst Kinder hatten, erfüllten wir dann ihren Wunsch. Trotz der schlechten Versorgungslage waren wir eine glückliche Familie, die aus allem das Beste machte.

Mutti erzählte vor dem Einschlafen noch eine selbsterfundene Geschichte, die meistens von irgendwelchen verletzten Tieren handelte, die von Kindern wieder gesundgepflegt wurden. In erster Linie waren es Vögel mit gebrochenen Flügeln, die im Winterwetter zu verenden drohten.

Unser Vater war für damalige Zeiten ein Allroundman. Neben seiner Tätigkeit als Buchhalter einer großen Speditionsfirma fand er immer noch Zeit, für uns aus alten Militärmänteln und ausrangierten Uniformteilen neue Kleidungsstücke zu schneiden. Auch im Schuhreparieren war er perfekt. Der Dreifuß war immer griffbereit.

Außerdem wurde bei uns auch noch die Hausmusik gepflegt, aus der ich mich allerdings dezent heraushielt, weil ich einfach zu faul und zu unmusikalisch war. Heute bedaure ich das sehr und wäre froh, wenn ich wenigstens Mundharmonika gelernt hätte.

Wenn meine Schwester auf der Geige übte, war der Tag für mich gelaufen. Dagegen waren ihre Blockflötentöne und das Klaviergeklimper eine Wohltat.

Trotzdem war es wunderschön, wenn meine Eltern gemeinsam mit meiner Schwester für den Heiligen Abend übten. Eine solche Stimmung kann man zwar beschreiben, ist aber in der heutigen Zeit nur noch schwer nachvollziehbar. Die Romantik ist leider einer kalten Realität gewichen.

Damals brutzelten in der Röhre des Kachelofens noch die Bratäpfel, und Tannenzweige wurden angekokelt, um einen weihnachtlichen Geruch zu verbreiten. Wenn dann auch noch die ersten dicken Schneeflocken herunterklatschten, kam echte Weihnachtsstimmung auf.

Meistens saß ich in dieser Zeit auf der Fensterbank, deren Ritzen mit Decken abgedichtet waren. Das tat auch mein Freund Ari auf der anderen Straßenseite. Gemeinsam blickten wir in das Schneegestöber, träumten von Weihnachten, heckten aber auch mittels unserer Zeichensprache neue Streiche aus.

Der Samstagnachmittag gehörte oft dem alten Volksempfänger und seinen Hörspielen. Die ganze Familie versammelte sich dann in der Zimmerecke, in der der unscheinbare Kasten auf einem altmodischen Lampentisch seinen Platz hatte.

Mein Vater gönnte sich kaum etwas, aber eine Zigarre während der Radiosendung gehörte einfach zu seinem gemütlichen Wochenende. Genüßlich räkelte er sich in seinem Sessel zurecht, der nach heutigen Maßstäben eher unbequem war und lauschte den blechnen Stimmen aus dem kleinen schwarzen Apparat, die von Abenteuern des Paul Neugebauer aus Runxendorf berichteten. Auch die heitere Krimiserie: „Gestatten, mein

Name ist Cox“, zog uns wöchentlich in ihren Bann. Kreativität wurde von unseren Eltern im Übermaß geduldet und auch gefördert.

Unsere Wohnung war oftmals der Spielplatz für die Kinder der ganzen Straße, und entsprechend sah sie anschließend auch aus.

Einmal hatten wir das ganze Wohnzimmer ausgeräumt, um eine Theaterbühne aufzubauen. Der restliche Teil wurde in einen Zuschauerraum verwandelt. Lediglich das Klavier haben wir nicht rauswuchten können. Der Klavierdeckel war dann auch die einzige Möglichkeit für meine Schwester, ihre Schularbeiten zu verrichten. Da das Klavier direkt neben der Wohnzimmertür stand, glaubten die Besucher, daß sie wohl die Kassiererin war und legten ihr schweigend das geringe Eintrittsgeld hin.

Unser Repertoire reichte von Zirkusvorführungen, kleinen Zauberkunststücken, Sketchen bis hin zu Märchenspielen, die wir meistens aus Hauffs Werken entlehnten, da sie irgendwie spannender als andere Märchen waren.

In einigen Proben wagten wir uns sogar auch an Shakespeare heran, da ich dem Wahn verfallen war, auch einmal den „Hamlet“ zu spielen. Der englische Spielfilm mit Laurence Olivier und Jean Simmons hatte mich damals wahnsinnig beeindruckt. Zu einer Aufführung ist es in unserem kleinen Zimmertheater allerdings nicht gekommen. Shakespeare war dann doch eine Nummer zu groß für uns.

Später verlegten wir uns mehr auf einfache und überschaulichere Darstellungen und Aktivitäten und machten aus unserem Wohnungsflur ein Puppentheater. Die Schlafzimmertür am Ende des Ganges eignete sich besonders gut dazu. Meine Eltern erlaubten es uns, daß wir die Glasscheibe aus dem oberen Drittel der Tür entfernen durften und dadurch ein richtiges Kasperletheater entstehen ließen, mit Vorhang, Bühnenbild und Beleuchtung, also allem, was dazu gehört.

Da unsere Eintrittspreise sehr moderat waren, wurden wir immer recht gut besucht. Jedenfalls waren die Stühle im Flur meistens voll besetzt. Ab und zu gab es sogar Stehgäste, denn zehn- bis zwanzig Pfennig waren auch damals schon zu entbehren. Was unsere Eltern, mit unserer Umtriebigkeit auf sich genommen hatten und den damit verbundenen Schwierigkeiten, kann man eigentlich nur im Nachhinein erahnen.

Unsere Hauswartin, eine Frau Meier, zu überlisten gehörte ebenfalls zu unseren Spielen, die immer wieder etwas Spannung erzeugten. Verständlicherweise haßte sie es, wenn zu viele Kinder in unsere Wohnung strömten und dadurch natürlich den saubergefegten und gebohnerten Hausflur beschmutzten. So schlichen wir manchmal auf Strümpfen an ihrer Parterrewohnung vorbei und die Treppen empor.

Wir ahnten nicht, daß sie uns durch einen kleinen Spion in der Tür beobachtete und sich köstlich amüsierte, wie sie uns sehr viel später einmal gestand.

Wenn sie aber einmal so richtig biestig war und uns partout nicht die Treppen emporlassen wollte, mußten wir über die Zäune der Hinterhöfe klettern, was den Besitzern auch nicht unbedingt gefiel. Sie ließen es aber doch gewähren, vielleicht, wie sie ja auch Frau Meier kannten.

Wenn wir unser Hinterhaus erreicht hatten, hangelten wir uns über die Fenstersimse und Balkone bis zu unserer Wohnung hinauf. Meistens war auf unserem Balkon das Toilettenfenster nur angelehnt, und wir waren in der Wohnung, ohne von Frau Meier verscheucht zu werden.

Aber auch abwärts ging es manchmal an der Hauswand entlang, dann aber an der Vorderfront des Mietshauses, wo alle Leute meinen „Wagemut“ bewundern konnten. Meine Schwester hatte mich einmal überredet, auch in den Alpenverein, Sektion Hannover, einzutreten.

Nun übte sie mit mir das Abseilen von einem Berg. Daß es dabei nur aus unserem Wohnzimmer im ersten Stock ging, tat dem Spaß keinen Abbruch, zumal wegen eines Vorbaus am Haus auch ein „Überhang“ bewältigt werden mußte. Niemand auf der Straße wunderte sich über unser Unterfangen, denn jeder kannte ja die Extravaganzen der Kinder aus der Quirrestraße, und trotzdem war ich stolz, wenn ich sah, daß ich von Passanten beobachtet wurde, oder von Bewohnern der gegenüber-liegenden Wohnblöcke.

Manchmal riskierte ich sogar „Kopf und Kragen“, um Bewunderung zu erlangen. Dazu sollte auch ein „Zirkus“ dienen, den mein Freund Aribert und ich auf dem Spielplatz arrangieren wollten. Als besondere Attraktion war eine sogenannte „Rolle“ vorgesehen, die aber nur aus jugendlichem Leichtsinn entstehen konnte. Wir ramnten zwei Stangen in den Boden und befestigten sie oben mit der Achse eines Kinderwagens. In der Mitte wurde ein Rad angebracht, zu dem ich emporkletterte und meine Füße daran befestigte. Nun sollte der Überschlag kommen, der aber kläglich mit dem Kopf nur einige Zentimeter über dem Boden endete. Von einem Überschlag konnte also nicht die Rede sein, zumindest war er nicht sonderlich gelungen.

Wer mich von meinen „Fesseln“ befreit hatte, weiß ich nicht mehr. Ich nehme aber an, daß es Aribert war. Übrigens habe ich meinen Freund viele Jahre gesucht und nicht gewußt, daß wir nur etwa fünfzig Kilometer voneinander wohnten.

Als ich die Quirrestraße nach vielen Jahren der Abwesenheit mit meiner Mutter und meiner Schwester wieder besuchte, wirkte sie kalt und trostlos.

Wo war das Leben geblieben, das Lachen und Toben auf dem Asphalt zwischen den Häuserfronten, das in unser aller Leben Abwechslung brachte?

Leblose Autoschlängen, die an den Bordsteinkanten parkten und kaum noch Platz für eine Durchfahrt ließen, geschweige denn, auf der Straße spielen zu können, machten den Anblick noch trostloser. Die Fenster, aus denen früher immer Menschen blickten, die unserem Treiben zuschauten, waren leer und wirkten einfach tot.

Meine Schwester und ich haben vor , noch einmal durch die Quirrestraße zu gehen, aber wir werden sicher wieder enttäuscht sein, denn Kindheitserinnerungen gehören eben der Vergangenheit an.